



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Borinski, Karl: Kulturärzte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zusammen, die heute die Bühne beherrschen, man findet kaum je etwas andres als Handwerkerarbeit, indes bessere Werke in Theaterarchiven verstauben und im Buchhandel verkümmern.

Es ist immer schlimm, wenn die Grenzen zwischen Kunst und Handwerk sich verwischen, weil das Kunsthandwerk in die Kunst sich hinaufdrängt. Denn die Handwerker finden Absatz vor den Künstlern und vermögen, wenn sie geschickt sind, den Bestellungen kaum zu genügen. Sie würden es wohl fertig bringen, die Dichtkunst aus der Welt zu treiben, wenn das möglich wäre.



Kulturärzte.

Von Karl Borinski.



Kulturärzte — das ist keine Spezies, das ist die Gattung, das sind sie alle, alle, und wenn die Bezeichnung als Schlagwort vielleicht nicht durchgehend treffen sollte, so hat sie wenigstens den Vorzug, erschöpfend zu sein.

Ein französischer Autor ist es, dem am Krankenbette seines jüngsten Romanhelden die Erkenntnis aufgeht — eine jener Beobachtungen, die so glänzend das stereotype Schema und die uniforme Dürftigkeit seiner Geschichten und Gestalten vergolden —, die Erkenntnis von der Allherrschaft des Arztes in unserm Jahrhundert. Er sieht ihn in seiner ganzen Glorie, den modernen Erlöser der leidenden Menschheit, den Heiligen, an den das Zeitalter glaubt, das Orakel, an dessen Lippen es mit fiebernder Spannung hängt, den Zauberer, von dem es sein Wohl und Wehe erwartet. Und hier haben wir zugleich das Problem seiner Macht gelöst: am Krankenbette einer fiebernden, nervösen Zeit, die hypochondrisch nach ihren Leiden späht, ist er geworden, was er ist, der Allheiler, der Alldenker, der Kundige, dem nichts Menschliches verborgen, der „Faust, der sein Gretchen geheiratet und die Luftpumpe erfunden hat,“ der wirkliche und alleinige Besitzer des Steins der Weisen, der Kulturarzt.

Wer kennt ihn nicht, den Mann mit dem wohlwollend-verächtlichen Lächeln und den selbstzufriednen, beschäftigten Augen, die dich einen wohlabgemessenen Moment durch die goldne Brille fixieren, als wollten sie dir wie der Dr. Mingit in Tillier's „Onkel Benjamin“ auf den Kopf zu sagen, wieviel Stufen der Lebens-treppe du hinuntergefallen bist. Du senkst den Blick, du schämst dich deiner Schwäche. Armer Freund! es ist nicht das Bewußtsein deiner Schwäche, das

dich den Blick senken läßt, es ist ein edleres, kräftigeres Gefühl. Das, was dich da anblickt hinter der goldnen Brille, ist ein absolut Fremdes, es ist nicht der Blick des Menschen zum Menschen; vor diesem Blick bist du nicht Mensch, nur „lebender Körper“, Material, und darum ziehst du den Vorhang vor den Menschen in dir, damit die beschäftigten Augen hinter der goldnen Brille nur das Material sehen.

Aber du hättest deine Augen ruhig aufbehalten können. Der Mann mit der goldnen Brille sieht den Menschen in dir garnicht, und wenn er ihn je gesehen, so hat er es längst verlernt. Er hat so viel zu thun mit der Menschheit und ihrem Fortschritt, er hat so viel zu operiren, zu verbessern und zu erfinden, daß er sich um die einzelnen Menschlein mit ihrem gegenwärtigen Fühlen und Wollen, Wähnen und Streben nicht bekümmern kann.

Im Gegenteil, das stört ihn, das muß er ignoriren, um besser operiren zu können, und erst dann ist er wirklicher Kulturarzt, wenn er es überall und mit Virtuosität ignoriren kann. Begegnet es ihm trotzdem noch hin und wieder, daß es sich ihm unliebsam aufdrängt, so wird er wild und erklärt es für eine „konventionelle Lüge der Kulturmenschheit“ oder er fertigt es weise mit einem „Paradoxon“ ab.

Daß ich mich hier auf kürzlich an dieser Stelle besprochene populäre Schriften eines Arztes beziehe, ist kein Zufall. Es ist nur zu bekannt, wie enorm die Produktion auf diesem Gebiete ist. Sie läßt nach einem alten nationalökonomischen Gesetze auf Nachfrage und Absatz schließen. Wie „wenig paradox“ (welch ein Euphemismus!) alle diese Dinge sind, ist damals mit Recht hervorgehoben worden; wir meinen hier natürlich nur den großen Ausschnitt aus dieser populären Literatur, den wir unter dem Gesamttitel „medizinische Aufklärungsliteratur“ begreifen möchten. Es bleibt sich gleich, ob sie durch Wort oder Schrift vor das Publikum tritt, und der populäre Vortrag, ob er nun im Gewerbeverein irgendeines Krähwinkels oder im Hörsaal eines berühmten Universitätsprofessors gehalten wird, muß natürlich auch hierher gerechnet werden. In der That, wie sind sie so wenig paradox, alle diese Dinge: Bücher und Menschen, Stereotypauflagen der Kraft- und Stoffliteratur seit dem nicht genau bestimmbar Jahre, in dem sich „die Naturwissenschaften zum erstenmale auf dem Gipfel ihrer Entwicklung“ befanden! Immer dasselbe gelehrte Mäntelchen, aufgepuzt mit einigem funkelnagelneuen physiologischen Flitter, und darunter immer wieder dieselbe dürre Hohlgestalt des fahrenden Ritters der Naturwissenschaft, der sein stumpfes Länzchen bricht für die alleinige und unumschränkte Majestät seiner Herrin. Wehe euch, ihr Verächter der chlorduftenden Dueña, wehe allen, die sich ihr nicht bedingungslos beugen! O ihr Guten! Die Zeiten sind vorüber, wo philosophische Hitzköpfe zu nichtigem Kampfe sich euch in den Weg stellten, ihr habt nicht einmal klappernde Windmühlen mehr zu Gegnern, und dennoch tummelt ihr noch immer die Rosinanten durch die öden Steppen eurer Mancha.

Aber wenn die Sache nur so harmlos wäre, daß sie sich mit einem Epigramm abfertigen ließe. Unfre Helden sind eben keine Ritter von der traurigen Gestalt, sie ziehen einher, verfolgt von den bewundernden Blicken der Menge, die ihnen ihre Mäuren einfältiglich nachsäfft und sie vertrauensvoll begleitet in das kahle Wüstenland ihrer verheißenen Wahrheit, wo die frischen Lebensbäche der Heimat vertrocknen und sie endlich mit der Überzeugung des Durstes ausrufen kann: „Wahrhaftig, es ist alles Sand!“ Und nun gar wenn der Führer mit bekannter Bravour den allerdings geduldbigen Klepper der Soziologie reitet! Es ist ja erstaunlich, welch eine Magie heutzutage von diesem Wundertier ausgeht, das freilich je nach der zügel führenden Hand ein herrliches Preisroß oder eine armselige Mähre wird. Wer sieht es aber darauf hin an! Tritt es vollends auf in der großen Manege der Feuilletonistik, angethan mit der bunten Schabracke des Quodlibets und aufgepälm mit einigen Kalauern — es wäre ein Wunder, wenn nicht der ganze Zirkus applaudirte!

Doch das brauchte es garnicht. Das Leben selbst ist der dankbarste Tummelplatz aller dieser modernen Ritter von der Materie. Betrachtet sie nur, schon auf der Universität, wie sie bereits als Baccalaurei „die halbe Welt gewonnen,“ indes die andern nur „genickt, gesonnen“ haben, „geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.“ Wer außer ihnen „entband euch aller Schranken philisterhaft einflammender Gedanken“? Was war „die Welt, bevor sie sie erschufen“? Eine „große Kinderstube, bewohnt von Tröpfen, denen das Meditationszentrum fehlte.“ Die hochbelobten Alten? — „Sie haben das Pulver nicht erfunden.“ Die Poesie, die Künste? — „Armselige Äquivalente!“ Die Philosophie? — „Gott bewahre!“ Kant? — „Ein Vorurteil!“ Es ist gewiß schon manchem auffällig gewesen, wie in immer steigendem Maße die Hörer der Medizin und in ihrem Gefolge die der gesamten Naturwissenschaften sich von der übrigen Studentenschaft absondern. Begünstigt wird diese Absonderung sehr durch die meist sehr bedeutende Entfernung ihrer speziellen Fachinstitute von dem eigentlichen Lehrkörper, in die sich an vielen Orten auch wohl die allgemeineren Vorlesungen zurückziehen, sodaß es sehr wohl geschehen kann, daß der junge Heilbesessene nach überstandnem tentamen ganze Semester lang nicht mehr auf die Universität kommt. Auf die Wohnungen, auf den Verkehr mit den Kommilitonen, auf das soziale Verhältnis zu ihnen hat das seinen natürlichen Einfluß. Es ist bezeichnend, daß die Angriffe auf unser bestehendes Universitätswesen immer von dieser Seite ausgehen. Die Abzweigung einer speziell naturwissenschaftlichen Fakultät von der allgemeinen philosophischen ist nur ein vorläufiger Ausdruck dieser Bewegung. Sie wird wohl bald allgemein durchgeführt sein. Bei der Erörterung der Vorteile dieser Einrichtung wird der Nachteile selten gedacht. Sie liegen auf der Hand. Meist sind es rein formale Dinge; die Gefahr aber, die hier überall im Hinterhalt lauert, ist eine sehr reale.

Die Zeit der humanistischen Ärzte, der Hufeland und Feuchtersleben, ist vorüber. „Gott sei Dank,“ sagen die heutigen Mediziner, „bedauerlicherweise“ müßte das Publikum sprechen, wenn es seine Vorteile recht erwäge und sich nicht von der goldenen Brille blenden ließe. Diese blizt allerdings recht sehr und soll Dinge sehen, von denen sich jene Alten nichts träumen ließen. Immer mehr wird dem jungen Arzte aufgeladen, Semester auf Semester wird zu seiner Bildungszeit zugelegt, und noch immer genügt es nicht, um einen rechten, auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Lebenskünstler aus ihm zu machen. Wo ist da Raum für humanistischen Schnickschnack! Schlimm genug, daß er seine Zeit auf dem Gymnasium damit vertrödelte! Aber trotz alledem, wo bleibt er, der geplante Idealarzt? Die paar Tropfen mehr aus dem Meer der Hypothesenwissenschaft genügen doch wahrlich nicht, um lauter Virchows zu bilden. Nach wie vor bleibt er der empirische Stümper, zu dem das Publikum berechtigterweise nach wie vor kein großes Zutrauen hat. Er muß sich seine Sporen wie früher erst in der Praxis verdienen, und ich wage die Behauptung, daß das Durchschnittsmaß der Ärzte heutiger Generation von dem der früheren um keinen Millimeter verschieden ist. Daß die Spezialfächer und die Operationstechnik einiger Virtuosen sich so erstaunlich vervollkommenet, kommt doch nicht dazu. Was ist also erreicht? Meist nur eine bedenkliche Portion unberechtigten Selbstbewußtseins, eine tüchtige Dosis Verachtung alles dessen, was nicht ausschließlich Fach ist, eine oft an Bornirtheit grenzende Unkenntnis von allem, was das Leben schmückt und adelt, verbunden mit einer frech zur Schau getragenen Stumpfheit gegen jegliche „sogenannte“ Empfindung, mit einem Worte — der heutige „Kulturarzt.“

Zwar giebt es noch immer einige wenige Edle, die von der menschlichen Seite des ärztlichen Berufes zu sprechen wagen, und eben erst hat ein sehr berühmter, sehr fachmännischer und sehr schneidiger süddeutscher Mediziner mit warmen Worten auf diese wichtige Forderung an seinen Stand hingewiesen. Überflüssige Sentimentalität gehört wahrlich nicht zu den berufenen Eigenschaften dieses Wackern. Man müßte sich also sehr täuschen, oder es spricht aus ihm bereits das Gefühl eines Notstandes in dieser Beziehung. Der Arzt als Tröster der leidenden Menschheit! — Wie sie lächeln, jene Herren, aber jetzt nicht mehr wohlwollend, sondern nur noch verächtlich! Die Grobheit hat sich ja in unserm Jahrhundert zum Amtsrequisit des Arztes ausgebildet. Anekdoten in diesem Genre sind sehr beliebt und werden noch belacht. An berühmte Namen geknüpft, stacheln sie noch den Ehrgeiz der Adepten. Ich muß gestehen, ich kann sie selbst dann kaum goutiren, wenn sie als Korrektiv hochmütiger Präntention oder lächerlicher Schwäche auftreten. Der Beruf unsrer heutigen Ärzte zur Vollendung der Erziehung ihrer Patienten ist sehr fraglich. Ganz abgesehen von den oben berührten Mängeln, die eine Qualifikation dazu zweifelhaft erscheinen lassen, wer wüßte nicht aus seiner Erfahrung Fälle positiver Grausamkeit und

Barbarei anzuführen! Ich habe Ärzte ihren Patienten und deren Angehörigen tödtliche Krankheiten auf den Kopf zudiktiren hören mit einer Ruhe, als wünschten sie ihnen einen guten Tag. Ich weiß nicht, ob das seltene Ausnahmen sind, denn es kommt vielen schon wie selbstverständlich vor.

Bei einem Stande, der seine Jünger so augenfällig der Gefahr der Gemüthsverrohung aussetzt, müßte der Konnex mit den feinern humanen Bestrebungen des Geistes umsomehr gesucht, ja, falls keine Neigung vorhanden wäre, förmlich geübt werden. Von altersher liegt das Amüsische in der ärztlichen Kaste. Schon der Vater unsrer modernen Dichtkunst, der erste moderne Mensch, wie man ihn genannt hat, Petrarca, mußte seine Göttin gegen die Angriffe eines Arztes schützen. (*Invectivarum contra medicum quendam libri IV.*) Den Arzt Claude Perrault, der mit seinem Bruder Charles in Verachtung der großen Alten wetteiferte, hat Boileaus Satire unsterblich gemacht. Heutzutage sind die Ärzte zu zählen, die den Homer nicht für eine fable convenue erklären. Wo aber findet sich bei uns der Satiriker, der Komöde, der sie an den Pranger stellt? O es giebt ihrer, die einer vielleicht gerade deshalb so segensreichen Praxis noch ein Stündchen für ihren Goethe abzustehlen imstande sind, ja die sich selbst für den innigen Zauber eines Eichendorff noch ein Organ bewahrt haben, und ich drücke ihnen im Stillen die Hand. Sind sie uns doch Zeugen, daß es anders sein könnte, daß es einmal anders gewesen ist. Ein schöngeistiger Arzt — es kommt mir vor, als ob dies Epitheton wieder sehr im Preise zu steigen verdiente — involvirt nicht immer einen Stümper. Von Harvey erinere ich mich gelesen zu haben, daß er den Virgil bis zur Schwärmerei verehrte, die großen holländischen Ärzte waren zum Theil tüchtige Philologen. Jedermann weiß oder sollte es wissen, welche Bedeutung der gewaltige Name Albrecht von Hallers für unsre Literaturgeschichte hat; im vorigen Jahrhundert überhaupt stellte der ärztliche Stand ein so großes Kontingent zur schönen Literatur, wie etwa heutzutage der juristische. Daß aber deshalb die Sterblichkeit damals eine höhere gewesen sei, darüber liegen keine Nachrichten vor. Werden doch die positiven Kräfte des Arztes (nicht des Hygienikers) in dieser Beziehung gerade heute mehr als je bestritten. Sie müßten denn in jenem bedenklichen Sinne gefaßt werden, in dem die unzähligen Epigramme sie nehmen, mit welchen boshafte Poeten aller Zeiten und Völker ihre instinktiv erkannten Widersacher überschütteten. Der lebensgefährliche Arzt ist zu unsern wie zu Omins Zeiten die Zielscheibe des Wizes jeder Art von fliegenden Blättern. Gerade der Tüchtigste pflegt sich bescheiden nur einen Therapeuten und Diagnostiker zu nennen und begnügt sich, treulich auf Mutter Natur zu achten und ihrer Spur zu folgen. Die Doktor Eisenbarts sind immer verdächtig. Und doch sind sie es gerade, aus denen sich zumeist der allverbreitete, überzahlreiche Orden moderner Cyniker zusammensetzt, dem wir es innigst wünschen, daß er einmal gründlich zur Ordnung gerufen würde. Auf das Interesse, das namentlich das weibliche Geschlecht

daran hat, will ich garnicht zu sprechen kommen. Es ist ein zu weitläufiges, zu leidiges Kapitel. Wenn wir heutzutage nicht mehr weit von den Zuständen vor der Reformation entfernt sind, wo die Frau, zwischen den Extremen eines verhätschelten Schoßkundes und einer slavischen Dirne hin- und hergeworfen, nur soweit ernst genommen wurde, als sie den Interessen der Spekulation diente, so haben wir es vornehmlich dem sozialen Einflusse dieser Ärzte zu danken. Es ist so leicht, sich über die Weiber hinwegzusetzen, sie zu verachten oder wie jener Verfasser populärer Paradoxen (pardon! er sagt „Paradoxe“) zu behaupten, sie seien alle ganz gleich. Schwerer ist es, sie mit sich zu erheben und sie auf jener Höhe zu erhalten, auf der sie die Priesterinnen, die Hüterinnen des schon erworbenen Hortes jeder Kultur werden. Ja, lächelt nur weiter, ihr privilegierten Maschinenwärter der heutigen Kultur, jedes Zeitalter hat die Frauen, die es verdient.

Doch genug. Er hat vielleicht schon zu lange geschwätzt, der *laudator temporis acti*. Die Fortschritte der Physiologie, der Hygiene, der Kanalisation, des rationalen Dinges und wie die Fortschritte alle heißen mögen, sind am Ende wichtiger. Ich glaube es wohl. Schreitet also nur fort mit den berufenen Riesenschritten in das Reich eurer Zukunft, wo die „Kruppsche Kanone und der Dampfwagen nur noch poetisches Rüstzeug sein werden, wie jetzt die Ritterrüstung und die Burgruine“ und „der Bacillus eine Metapher wie die Flügel des Gefanges.“ Erlaubt mir nur froh zu sein, daß ich in „eurer Zukunft“ nicht zu leben brauche; macht ihr einem doch schon die Gegenwart mitunter unbehaglich genug!



Großbulgarien.



Die ersten Tage der vergangenen Woche brachten uns eine Kunde, die wie ein Überfall berührte. Eine unblutige Revolution gleich der, welche 1866 in Bukarest der Herrschaft des Rumäniens Ende machte, vielleicht dürfen wir auch sagen ein Staatsstreich, beseitigte, wenn die Dinge sich in der bisherigen Richtung weiter entwickeln, eine wesentliche Bestimmung des Werkes der Berliner Konferenz von 1878 und ließ damit einen der vielen Köpfe, welche die alte Schlange der orientalischen Frage hat, von neuem wachsen. Wir meinen die Ereignisse, die sich am 18. September in Philippopel abspielten. Offenbar von langer Hand hinter den Kulissen vorbereitet und geschickt geleitet, vollzogen Grenzboten IV. 1885.